

Dann brach der Krieg aus

Fast ein Jahr nach Gittys Geburt begann der Zweite Weltkrieg. Während im Radio laufend über den Kriegsbeginn berichtet wurde, schickte mich Mutter in den Laden ins Nachbarhaus, um Butter zu holen. Damals hatte ich den Eindruck, dass wir nun nicht mehr hungern müssten, solange der Krieg dauerte. Zunächst änderte sich das Leben noch nicht grundlegend. Stufenweise wurde die Zwangsrationierung eingeführt: Fett, Fleisch, Butter, Milch, Käse, Marmelade und Zucker waren mit Kriegsbeginn nur noch mit Lebensmittelkarten erhältlich, Brot und Eier folgten ab September 1939. Mutter kam mit der Rationierung und den Lebensmittelmarken gut zurecht, sie hatte ja schon einen Krieg erlebt und vor allem die schrecklichen Nachkriegsjahre, wo sogar auf dem Lande die Nahrungsmittel knapp wurden.

Meine Kindheit war nach wie vor unbeschwert. Da Vater gerne einen Jungen gehabt hätte, erzog er mich auch so, als wäre ich einer. In den Ferien lief ich immer in Lederhosen herum, hatte kurze Haare und Vater nannte mich Hannes. Mir kam das sehr entgegen, saß ich doch lieber auf Bäumen als mit Puppen zu spielen. In der Stadt ging das natürlich nicht. Weil wir mitten im Stadtzentrum wohnten, konnten wir nicht auf der Straße spielen. Auch im Hof unseres Hauses war Spielen nicht erlaubt. Der gepflegte Rasen durfte nicht betreten werden und das große prächtige Blumenbeet auf keinen Fall angerührt werden. Es gab dort aber eine Schaukel, was nicht ganz ungefährlich war, denn der Hof war mit Ziegeln gepflastert und man konnte sich beim Abspringen von der Schaukel leicht blutige Knie holen.

Wir rächten uns fürs Spielverbot, indem wir den Kater des Hausbesitzers mit Baldrian aus der großen Wasserspritze der Praxis bespritzten, worauf der sich wie wild im „geheiligten“ Blumenbeet wälzte. Der Kater wurde natürlich nicht bestraft und wir hielten uns wohlweislich aus der Schusslinie.

Unsere Straße endete in einem Platz, wo wir Rollschuh laufen konnten. An einer Seite des Platzes erhob sich ein Reiterstandbild, auf dem wir gerne herumkletterten. Etwas erhöht hinter dem Denkmal befand sich ein städtisches Gebäude, welches das Lebensmittelamt und das Heimatmuseum beherbergte. Im obersten Stockwerk wohnte meine Freundin. Das Kinderzimmer, das sie sich mit ihrer Schwester teilte, war ein richtiges Mädchenzimmer mit weißen Louis-Seize-Möbeln. Das große Bett hatte einen Überwurf, den ihre Mutter selbst bestickt hatte, darauf waren Kissen drapiert. Am Fenster bauschten sich luftige Gardinen. Zur Wohnung gehörte auch ein Dachgarten mit einer großen Laube, von dem aus man über ein kleines Dach zu einem Turm gelangte. Von dort

aus konnten wir über die Nachbarstraße bis hin zu einer großen Linde hinausblicken.

Meine Freundin Egina stammte aus Lettland. Als ich 1942 die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium ablegte, saß ich neben ihr. Das war der Beginn unserer lebenslangen Freundschaft.

Mit Egina lief ich häufig bis zum Stadtrand, wo das Schützenhaus stand und auf dem großen Platz am Schützenhaus die Jahrmärkte stattfanden. Noch etwas weiter die Straße hinunter zum nächsten Ort befand sich hinter den letzten Häusern die Kuhweide, wo lange Böschungen im Winter zum Rodeln freigegeben wurden. Im Sommer weidete dort das Vieh des größten Bauern der Stadt. Damals gab es noch mehrere Bauern in der Stadt. Die Häuser hatten große Einfahrten, die zu den Höfen und Stallungen führten. Große Umgänge mit wundervollen Holzverzierungen schmückten die Etagen, die zum Hof hin lagen. Die Eltern eines Schulkameraden hatten neben der Landwirtschaft noch eine Spedition. Im Winter war es Tradition, dass ein Pferd, wenn genug Schnee lag, einen Schlitten zog und die Schüler der höheren Klassen ihre Schlitten anhängten und sich aus der Stadt heraus zur Harth hochziehen ließen. Die Harth war eine höhere Erhebung mit einem Ausflugslokal, das die Stadtbewohner gerne besuchten. Dort machte man halt, aß etwas, trank Grog und fuhr aufgewärmt und höchst fidel unter dem Geklingel der Pferdeglöckchen wieder nach Hause.

Im Sommer war das Freibad fester Treffpunkt nach der Schule, ich hatte bereits mit fünf Jahren Schwimmen gelernt.

Mit dem Taxi zu den Verwandten

Da Sondershausen nur eine Dreiviertelstunde von Langensalza entfernt war, besuchten wir häufig Onkel Alfred und Tante Gertrud. Onkel Alfred war ein sehr guter Konditor und betrieb ein Café, das unter dem Namen „Café Niedlich“ bekannt und beliebt war, außen stand zwar „Café Weber“, aber das störte niemanden. Seine Brötchen waren so berühmt, dass die Leute sogar aus der Unterstadt kamen, ein weiter Weg. Die Stadt ist nämlich sehr langgestreckt, das Tal sehr schmal, und die Häuser den Hang hinauf gebaut. Wenn man Sondershausen als Linie sieht, lag das Café nur wenige Minuten vom Bahnhof an einem Ende, das Schloss auf dem Schlossberg etwa auf dreiviertel und die Unterstadt am entgegengesetzten Ende. Neben dem Schloss, ebenfalls hochgelegen, befand sich ein kleines Residenztheater, das vielen später berühmt gewordenen Schauspielern als Sprungbrett für ihre Karriere gedient hat. Die zweite Kulturattraktion der Stadt war das Lohorchester, weil es im Sommer im soge-

nannten „Loh“ spielte, einer Orchesterbalustrade im Schlosspark. Seitlich neben der Konzertmuschel gab es eine grüne Loge, in der die Fürstin, die einzig noch Überlebende des Hauses Schwarzburg-Sondershausen, an den Konzerten teilnahm.

Mein Vater verstand sich gut mit seinem Bruder und es war Usus, am Sonntag „rüberzufahren“. Das geschah mit einem Taxi. Vater hatte zwar den Führerschein gemacht, benutzte ihn aber nie, weil er dann auf seinen Wein oder sein Bierchen hätte verzichten müssen. Da die Besitzer der beiden Taxiunternehmen in Langensalza seine Patienten waren, hatte er eine Art Sondervertrag: Wir wurden hingebacht und zu einer vereinbarten Zeit auch wieder abgeholt. Manchmal wurde mit den Fahrten auch die Zahnarztrechnung bezahlt. Da beide Brüder gerne „Fez“ machten, waren die Besuche immer sehr unterhaltsam. Wir bogen uns manchmal vor Lachen, wenn die Beiden so eine Art Sketch aufführten, immer aus dem Stegreif und sehr witzig. Sie waren auch die Stars meiner Kindergeburtstage. Als der Krieg begann, hörten meine Geburtstagsfeiern auf und Onkel Alfred kam zum Militär. Er war in Sondershausen stationiert und blieb nur nachts in der Kaserne, wenn er Offizier vom Dienst war und Wache hatte. Als später Deutschland Norwegen und Finnland besetzte, wurde er nach Finnland verlegt, hatte dort einen ruhigen Job und wurde, was für ihn besonders wichtig war, sehr gut gepflegt. Während dieser Zeit zog meine Tante zu uns nach Langensalza. Es bot sich an, denn die Bäckerei war geschlossen, der Bäckermeister war eingezogen worden und es wurde immer schwieriger, genügend Heizmaterial zu bekommen. Das wurde erst besser, als Onkel Alfred mit seiner Einheit wieder nach Sondershausen zurückkam. Er war eben ein Organisationstalent, verstand sich auch gut mit dem Küchenchef der Kaserne und brachte immer wieder eine Sonderration für uns mit.

An Weihnachten kamen Onkel Alfred und Tante Gertrud immer zu uns, Tante Gertrud kam schon Anfang Dezember, Onkel Alfred später, und kurz vor Weihnachten kam dann auch noch Tante Lottchen, die Schwester meiner Mutter, zu uns. Alle blieben bis nach dem Jahreswechsel und es war immer „Remmidemmi“ bei uns, also ordentlich was los! Für uns Kinder war das natürlich „knorke“ (ein damaliger Jugendjargonausdruck), heute würde man „klasse, cool oder geil“ sagen. Für meine Mutter bedeutete der Besuch eine Menge Arbeit, die sie mit unserer damaligen Perle Gertrud und dem Hölzchen bewältigte. Gertrud wohnte im Haus, Hölzchen kam als Zugefrau. Wenn besonders viel zu tun war, kam auch noch ihre ältere Tochter, die später als Gertrud wegen ihrer Heirat wegging, deren Stelle einnahm.

Döschnitz

Wenn nach Neujahr dann alle Gäste weg waren, freuten wir Kinder uns auf Ostern, denn dann ging es nach Döschnitz, wo die Großeltern wohnten. Während wir bei den Besuchen in Sondershausen meist im Haus blieben, weil Tante Gertruds Garten tabu war, hatten wir in Döschnitz freie Bahn. Sie war eine begeisterte Gärtnerin, aber an jeder Pflanze hing ein unsichtbares Schild „Nicht Berühren!“ und die Pfirsiche und Äpfel waren gezählt.

Das Anwesen meiner Großeltern war sehr groß. Das Wohnhaus mit der Werkstatt meines Großvaters, anschließend die „Schleife“, eine Art Halle, so hoch wie das Erdgeschoß, in der die Maschinen, Kreis- und Bandsäge, Schleifmaschine, Hobelmaschine usw. untergebracht waren. Dann trat man durch eine Tür in die Scheune, zuerst in die Tenne, in die auch die Wagen mit Heu und Stroh reinfuhren, dann kam man in die Ställe. Dort gab es auch das Plumpsklo, etwas gewöhnungsbedürftig für Stadtkinder, aber nachts brauchte man da nicht hin, dafür gab es den Topf mit Deckel!! An die Scheune schloss sich der Schuppen an, darin lagerten große Mengen von Holz aller Art, die Opa für seine Arbeit brauchte, der Brennholzvorrat, die Fahrräder und Handwagen. Das alles bildete eine Art Quadrat, darum zog sich auf der einen Seite der Hausgarten. Hinter dem Haus war ein Hof mit Misthaufen in der einen Ecke und einem Kiesweg. Der große Rest war Grasgarten, in dem sich die Hühner, Gänse und Enten tummelten. Das alles war gegen die sogenannte „Wiese“ abgezäunt, die mit Obstbäumen besetzt sich über die gesamte Breite des Grundstücks zog und langsam ansteigend erst von einem Fahrweg begrenzt war, der an allen benachbarten Grundstücken vorbeiführend, sich zum Wald hinzog. Jenseits des Fahrweges begann ein Teil der Felder meines Großvaters, die wegen der Hanglage und des steinigen Bodens nicht einfach zu bewirtschaften waren. Die Lage hieß der „Gartenberg“ und war begrenzt von Wald, der sich weit über die Bergkuppe zog, bis danach wieder Felder kamen.

Die Ferien verbrachten wir immer bei den Großeltern. Es gab viele Möglichkeiten zum Herumtoben. Im sogenannten „Oberdorf“ gab es nur Jungen zum Spielen und die Dorfkinder waren nicht gerade zimperlich.

Gymnasialzeit

Damals gab es in Langensalza nur ein Gymnasium für Jungen. Wir Mädchen hätten nach Mühlhausen fahren müssen. Mitten im Krieg erschien das vielen Eltern von Töchtern zu gefährlich und sie setzten durch, dass auch Mädchen aufgenommen wurden. Gegenüber der Schule befand sich ein kleines Rokoschlösschen, das der spanischen Botschaft gehörte. Der dazugehörige Park war freigegeben und wir verbrachten dort unsere Schulpausen. Damit bei Bombenalarm Menschen rechtzeitig Deckung suchen konnten, waren Schützengräben ausgehoben worden. Für uns Kinder war das ein wunderbarer Spielplatz, den wir auch nach Schulschluss noch eifrig nutzten.

Vor Schulbeginn war der frühmorgendliche Fahnenappell. Die Flagge wurde gehisst, es gab die Losung des Tages, dann klingelte es und wir marschierten in Zweierreihen in unsere Klassenräume. Anfangs hatten wir nur ältere Lehrer, denn die jüngeren waren eingezogen worden. Die meisten von ihnen hatten den Ersten Weltkrieg mitgemacht, auch unser Lateinlehrer, er hatte seitdem einen Nerventick. Er war ein phantastischer Lehrer. Gegen Ende des Krieges bekamen wir eine Mathematiklehrerin. Sie war aus Berlin und großstadtmäßig schick gekleidet. Irgendwie konnten wir sie nicht ausstehen und haben sie nach kurzer Zeit rausgeekelt. Sie hat in der ganzen Schule keinen Fuß auf den Boden gekriegt. Dann bekamen wir eine weitere Lehrerin, sie war der absolute Gegensatz zu ihrer Vorgängerin. Sie war ausgebombt und kam aus dem Rheinland, trug lange Röcke und Dutt, eine richtige alte Jungfer. Nachdem sie sich kurz vorgestellt hatte, begann sie einfach zu erzählen. Sie unterrichtete auch Erdkunde und hatte viele Reisen unternommen. Wir lauschten so gebannt ihren spannenden Erzählungen, dass wir erst beim Klingeln das Ende der Unterrichtsstunde wahrnahmen. Sie hatte uns einfach eingewickelt. Fairerweise sagten wir uns, wenn wir sie jetzt nicht vergrault haben, müssen wir sie akzeptieren. Von da an war sie eine anerkannte Lehrerin in Mathematik, Chemie und Erdkunde, für die wir durchs Feuer gegangen wären. Tante Paula, so wurde sie allgemein genannt, wohnte gegenüber im katholischen Pfarrhaus. Da die meisten Ausgebombten aus dem Rheinland Katholiken waren, wuchs die kleine katholische Gemeinde während des Krieges in unserer evangelischen Gegend. Vor allem die Fronleichnamsprozession durch die Parkanlagen fanden wir hochinteressant.

Natürlich bekamen wir auch einiges von der Ideologie des Nationalsozialismus mit. In meine Klasse ging die Tochter des örtlichen Gauleiters, er hieß Saukel. Hinter vorgehaltener Hand machten wir uns über ihn lustig und sprachen von Sauleiter Gaukel. Natürlich wagten wir das nicht in Anwesenheit seiner Tochter, die uns

sofort verpetzt hätte. Mir gegenüber spielte sie sich immer groß auf und versuchte mich zu provozieren: „Na, wo hast du deine arische Großmutter gekauft? Dein Vater sieht doch aus wie ein Jude!“ Tatsächlich hatte Vater dunkle Haare und eine ausgeprägte Nase. Ich wurde dermaßen wütend, dass ich ihr mehrmals links und rechts eine langte. Alle rundherum sahen zu, aber niemand hat etwas verraten. Auch einen anderen Schüler habe ich vermöbelt. Er kam von der Napola. Diese nationalpolitischen Erziehungsanstalten waren Internatsoberschulen, in denen die nationalsozialistische Elite erzogen wurde. Als wir Kartoffelkäfer sammeln sollten, ärgerte er mich, indem er mit dem Spazierstock meines Vaters herumspielte. Ich liebte diesen Stock, weil er gespickt war mit zahlreichen Erinnerungszeichen von gemeinsamen Familienausflügen. Er warf den Stock so weit ins Feld hinein, dass ich ihn nicht mehr wiederfand. Da sah ich rot und habe ihn nach Strich und Faden verprügelt. Auch bei diesem Vorfall haben alle anderen Kinder dichtgehalten. Natürlich verriet ich auch nichts davon meinen Eltern.

Wir hatten uns schnell angewöhnt, auf zwei Ebenen zu leben. Nur Zuhause im Privatbereich ließen die Eltern gelegentlich Bemerkungen fallen, die nicht für andere Ohren bestimmt waren. Hier konnten wir offen reden, in der Öffentlichkeit passten wir uns an. Das war sowohl zur Zeit des Nationalsozialismus als auch später in der DDR Überlebensstrategie. Gemeinsam mit unserem Hauswirt hörte Mutter heimlich britische Radiosender, was nicht ganz ungefährlich war. Man konnte leicht denunziert werden. Wir wussten, dass Menschen, die sich offen gegen die Nazis geäußert hatten, in Nacht-und-Nebel-Aktionen abgeholt worden waren und in das Konzentrationslager Buchenwald in der Nähe von Weimar verschleppt worden waren. Mir war auch bekannt, dass in der örtlichen Spinnerei-Fabrik, in der die Stoffe für Wehrmachts-Uniformen hergestellt wurden, Insassen aus dem KZ Buchenwald schufteten mussten. In der Nacht hausten sie in unterirdischen Gängen unter einer wenig befahrenen Straße, nur erkennbar an den Belüftungsschächten, weil der Rückweg ins Lager zu weit war. Alle diese Dinge hatte ich über Gerüchte erfahren, die sich die Erwachsenen hinter vorgehaltener Hand gegenseitig zuflüsterten und die wir als Kinder natürlich mitbekamen. Persönlich habe ich jedoch nie einen Häftling gesehen.

Ich wusste, dass Mutter gegen die Nazis war. Vater war Parteimitglied. Er liebte es, Uniformen zu tragen und war auch im Schützenverein. Für ihn war das Soziale wichtig, nicht die Ideologie. Ohne Parteimitgliedschaft hätte er wahrscheinlich die Praxis nicht mehr führen dürfen. Er war für das Einsammeln der Mitgliedsbeiträge zuständig. Das habe ich dann übernommen und auch die Bezugsscheine ausgeliefert, die die Leute bekamen.

Wie die meisten war ich als Kind bei den Pimpfen und später beim BDM (Bund deutscher Mädchen). Da ich ein Instrument spielte, nämlich Akkordeon, kam ich in die Spielschar. Hier stand das Üben des Instruments im Vordergrund und weniger die politische Indoktrination. Wir spielten in Lazaretten und Altenheimen auf und ich war dadurch zum Glück vom üblichen Dienst suspendiert.

Bombardierung

Bisher war Langensalza von Luftangriffen verschont geblieben. Meistens überflogen die Bomber unsere kleine Stadt. An einem Frühlingstag – es war der 24. März 1944 – holte mich Vater von einer Freundin ab, als es Voralarm gab. Wir waren gerade Zuhause angekommen, ich wollte noch schnell den Trainingsanzug überstreifen, bevor wir im Keller Schutz suchten, als wir plötzlich ein Motorengeräusch hörten. Ein Bombenflugzeug war getroffen worden und versuchte noch irgendwo zu landen und zuvor seine ganze Bombenlast abzuladen. Wir befanden uns gerade alle im Bad. Vater packte Mutter und Gitty und schubste sie in die Nische zwischen Heizkörper und einer schwerer Eichenkommode, wo sie einigermaßen geschützt waren. Ich hatte noch keine Schuhe und Strümpfe an, als mir etwas ins Kreuz schlug. Das Fenster war zerborsten. Mit bloßen Füßen rannte ich über die Glassplitter Richtung Keller. Das Glas knirschte unter meinen Füßen, doch ich spürte keinen Schmerz. Als ich durch den Gang zur Eingangstür lief, schlug mir eine Türfüllung gegen das linke Knie. Seitdem habe ich dort kein Gefühl mehr. Vor dem Kellereingang stand breitbeinig ein Polizist, der als Untermieter in der Wohnung über uns wohnte. Ich weiß nicht warum, aber er versuchte mir den Zugang zum Keller zu verwehren. Rasch schlüpfte ich unter seinem ausgestreckten Arm hindurch in den Keller und hockte mich zwischen die anderen Hausbewohner. Wie durch ein Wunder waren meine nackten Füße vollkommen unverletzt. Nach einiger Zeit kamen endlich auch Vater, Mutter und Gitty nach unten.

Was war geschehen? Eine Luftmine war an der Treismühle detoniert und beim Hotel „Zum Schwan“. Weite Teile der Innenstadt hatten durch den Luftdruck Dächer und Fenster verloren. Andere Häuser waren durch Brandbomben getroffen. Überall flackerten Feuer auf und alle rannten durcheinander.

Unsere Technikerin Hilde aus der Zahnarztpraxis wohnte mit ihren Eltern am Stadtrand. Als sie das Chaos in der Innenstadt sah, holte sie uns zu sich, damit wir dort übernachten konnten. Ich erinnere mich noch, dass wir am Ende unserer Straße einen Platz überqueren mussten, an dem ein einzelnes Haus an der Salza stand,

das war die Mühle, in die die Luftmine reingesaut war. Sie brannte lichterloh. Als wir auf das Haus zingingen, sah ich plötzlich, dass die junge Frau, die in der Mühle wohnte, durch den Luftdruck mit ihrem Bett gegen die Hauswand geschleudert worden war. Ihr Körper klebte noch dort oben an der Wand, das Bett lag unten. Diesen Anblick werde ich nie vergessen!

Sondershausen

Eine Weile wohnten wir bei unserer Technikerin. Kurz nach der Bombardierung wurde Vater eingezogen. Da er nicht kriegstauglich war, wurde er in ein Lazarett bei Jena verlegt, wo er Verwundete behandelte. Unsere Wohnung war so zerstört, dass wir sie nicht mehr bewohnen konnten. Mutter brachte meine kleine Schwester zu den Großeltern in den Thüringer Wald und mich zu Onkel Alfred und Tante Erika nach Sondershausen, wo ich das Lyzeum für Mädchen besuchen sollte. Es war für mich eine große Umstellung, in eine Mädchenschule zu kommen. Es gab verschiedene Grüppchen und ich fühlte mich sehr als Außenseiterin. Ein anderes Mädchen war auch ausgebombt und mit ihren Eltern nach Sondershausen gekommen, sie war katholisch. Wir beiden Außenseiterinnen taten uns zusammen und freundeten uns schnell an.

Meine Tante war sehr religiös. Vor jeder Mahlzeit wurde gebetet, jeden Sonntag musste ich in die Kirche. Den Gottesdienst in der Schlosskirche von Sondershausen fand ich furchtbar langweilig. Erst als der Lehrer bemerkte, dass ich ganz gut singen konnte und mich in seinen Chor aufnahm, fand ich den Gottesdienst interessanter. Wir standen oben auf der Empore und konnten alles beobachten. Wenn wir keine Chorauftritte hatten, besuchte ich mit meiner Freundin die Heilige Messe in der katholischen Kapelle. Dort fand ich den Pfarrer interessanter, es ging sehr festlich zu, der Kirchenraum war mit farbenprächtigen Bildern geschmückt und der Duft von Weihrauch erfüllte den Raum.

Sondershausen liegt in einem langen Tal. Wenn man vom Schloss herkommt, befindet sich der Bahnhof am anderen Ende. Mein Onkel wohnte in einer kleinen Siedlung ein paar Minuten vom Bahnhof entfernt. Bei Fliegeralarm raste ich von unten aus der Stadt bis zum Haus, knallte meinen Schulranzen in den Keller und sauste mit meiner Freundin aufs nahegelegene Feld, um die herannahenden Flugzeuge zu beobachten. Uns interessierten vor allem die Stanniolstreifen, die die Flugzeuge abwarfen, um die Radargeräte der deutschen Flugabwehr zu stören. Wir sammelten

sie auf, um daraus alles Mögliche basteln zu können. Fürchteten wir, dass uns die Flieger sehen könnten, suchten wir im Gebüsch Deckung. Meine Tante ging grundsätzlich nicht in den Keller. Das Haus meines Onkels hatte Souterrainräume und gar keinen richtigen Keller.

Tante Gertrud war eine begeisterte Gärtnerin, aber an jeder Pflanze hing ein unsichtbares Schild „Nicht berühren!“ Die Pfirsiche und Äpfel an den Obstbäumen waren abgezählt. Auf dem Flachdach über der Backstube hatte sie einen Dachgarten eingerichtet. In großen Holzbehältern wuchs eine Vielzahl von Blumen, die sie aus Samen selbst gezogen hatte. Beim Pikieren der kleinen Pflänzchen durfte ich helfen und freute mich, wenn sie wie Soldaten in Reih und Glied in exakt gleichem Abstand aufgereiht waren. Die Pflänzchen entwickelten sich prächtig und dieser wunderbare Farbenrausch war der ganze Stolz meiner Tante. Stromer, der Dackel von Onkel Alfred und Tante Gertrud, schien davon unbeeindruckt zu sein. Eines Tages wollten wir zum Friedhof, wo der Dackel natürlich nicht mitdurfte, denn er machte seinem Namen alle Ehre und stromerte gerne herum. Meine Tante ließ ihn auf dem Dachgarten zurück. Als wir nach Hause zurückkamen, regnete es Kies von oben. Stromer war mit Auspflanzen beschäftigt. Er hatte sogar die Blüten des Schlangenkaktus abgezwickt. Tante Gertrud stieß einen Kriegsschrei aus und rannte hinter dem Dackel her, der durch die offene Tür in die Wohnung sauste und im Schlafzimmer unter das Ehebett flüchtete, meine Tante mit einem Besen hinterher. Doch Stromer hatte sich so tief verkrochen, dass Tante Gertrud, die wütend mit dem Besen unter dem Bett herumstocherte, ihn nicht erreichen konnte. Er hatte sich richtig gerächt, dass wir ihn alleine Zuhause gelassen hatten.

Karl-Heinz, Onkel Alfreds und Tante Gertruds Sohn, war als Flieger in Berlin stationiert. Er flog Sondereinsätze – zum Beispiel Zarah Leander nach Schweden – und hatte zu der Zeit jede Menge Freundinnen. Ich wohnte in seinem Zimmer und hatte in seiner Schreibtischschublade jede Menge „Erinnerungsfotos“ entdeckt. Im letzten Kriegsjahr kam Elly, die netteste von Karl-Heinz' Flammen, nach Sondershausen. Ich verstand mich gut mit ihr, sie sah auch sehr gut aus und war ein interessanter Typ. Leider gefiel sie ihrem Schwiegervater in spe nicht, sie war ihm als Pfälzerin zu „fremdländisch“, von der wollte er keine Enkel! Leider ging sein Wunsch in Erfüllung und die spätere Ehe mit seinem Sohn sollte kinderlos bleiben. Ellys Freundin lernte ich auch noch kennen. Sie kam aus Berlin und war von ihren Eltern in die Provinz geschickt worden, weil es dort nicht so gefährlich war wie in der von Bombenangriffen zerstörten Hauptstadt. Wir freundeten uns an und da sie wie ich eine begeisterte Wasserratte war, gingen wir oft gemeinsam ins Schwimmbad. Als Berlinerin hatte

sie natürlich den letzten Chic aus der Hauptstadt mitgebracht und das war der erste zweiteilige Badeanzug! Hergestellt in der Textilfabrik ihres Vaters, der sonst Uniformen für die Wehrmacht anfertigte, aber eben auch ab und zu „zivile Kreationen“. Ich war natürlich begeistert und bekam ein Exemplar ausgeliehen. Was ich nicht wusste: Der Badeanzug war aus einer ganz neuen Kunstfaser hergestellt, die die unangenehme Eigenschaft hatte, sich im Wasser auszudehnen, dazu noch das „hochwertige“ Gummiband! Man kann sich ausmalen, was passierte, als ich mit Kopfsprung ins Wasser sprang! Ich war heilfroh, dass das Wasser damals aufgrund der Algen vollkommen undurchsichtig war. Das Oberteil saß ja noch am rechten Platz, so konnte ich von der Leiter aus die Aufmerksamkeit der Berlinerin auf mich lenken, die mir dann mit einem großen Badetuch aus der Notlage half, das alles unter den Augen von zig Soldaten, die natürlich gewiebert hätten, wenn ich mich so halbbekleidet hätte zeigen müssen. Peinlich! Peinlich!

Reise nach Jena

Da unsere Wohnung noch nicht bewohnbar war, war Mutter auch nach Jena gezogen, um in der Nähe meines Vaters zu sein. Sie hatte dort in einer kleinen Pension ein Zimmer gemietet und lud mich ein, sie zu besuchen. Heute kann ich gar nicht begreifen, wie meine Eltern und meine Tante es zulassen konnten, dass ich in dieser unruhigen Zeit allein mit dem Zug von Sondershausen nach Jena fuhr. Ich war damals etwa zwölf bis dreizehn Jahre alt. Da ich wahnsinnig gewachsen war, trug ich mehrere Lagen von Kleidung übereinander: Rock, Jacken, Mantel; dann hatte ich noch einen Kuchen an mein Köfferchen angebunden und so ausgestattet fuhr ich los. Bis Erfurt kam ich gut durch. Dann gab es Alarm und wir mussten in einem Luftschutzkeller Schutz suchen. Ein älterer Mann, der beobachtet hatte, dass ich allein reiste, versuchte sich an mich ranzumachen. Es stellte sich heraus, dass er Koch in Buchenwald war. Er sagte: „Ach, du kannst mitkommen. Ich nehme dich mit nach Hause.“ Ich versuchte mich in dem verdunkelten Bahnhof irgendwo zu verstecken, damit er mich nicht erwischen konnte, fand meinen Zug und stieg schnell ein. Von meinem Fensterplatz beobachtete ich ihn und ging jedes Mal in Deckung, wenn er vorbeikam. So bin ich ihm entkommen. Der Zug kam dann am frühen Morgen in Jena an. Meine Eltern, die mich eigentlich schon am Vorabend erwartet hatten, waren schon verrückt vor Angst. Sie haben sich gegenseitig fürchterlich beschimpft: „Wie können wir das Kind unter solchen Umständen herholen?“ Ich erschien dann ganz fröhlich und die Sache war erledigt.

Meine Mutter wohnte in einem Vorort von Jena, dort wurde ich auch untergebracht. Zum Haus gehörte ein großer Obstgarten mit vielen Zwetschgen. Die Pensionswirtin sagte mir: „Du kannst in den Garten gehen und alles essen, was du willst.“ Sie hatte mir allerdings nicht gesagt, dass man das Obst besonders gründlich waschen müsse. Da es in Jena viele kriegswichtige Werke gab, wurde jedes Mal bei Alarm das Tal mit einem künstlichen Nebel gefüllt, so dass die Bomber nicht sehen konnten, wo ihre möglichen Ziele waren. Ich wusste nicht, dass dieser Nebel hochgiftig war und aß fleißig das Obst. Prompt bekam ich eine Mundschleimhautentzündung. Mein Zahnfleisch war so stark angeschwollen, dass man keinen Zahn mehr sehen konnte und ich nur noch durch einen Strohhalm trinken konnte. Es dauerte eine ganze Weile, bis der Arzt überhaupt herausgefunden hatte, was helfen konnte. Das Endergebnis war, dass mein Immunsystem durch die Entzündung so geschwächt war, dass ich mich furchtbar erkälte. Als ich nach Sondershausen zurückkam, konnte ich plötzlich nicht mehr hören. Als ich nach der Schule in einen kleinen Laden ging, hatte ich plötzlich das Gefühl, meine Ohren klappen zu und ich habe nichts mehr gehört. An einem Tag saß ich im Physiksaal ganz oben und habe keinen Ton verstanden. Plötzlich sah ich meine Lehrerin wie eine Furie hochkommen. Ich schaute sie ganz freundlich an und lächelte und sie ist bald explodiert. Dann brüllte mir meine Schulnachbarin ins Ohr: „Ich habe ihr erst mal erklärt, dass du ja nichts mehr hörst.“ Im Laufe der Zeit gab sich das wieder.

Einquartierung

Mutter hatte inzwischen die Wiederherstellung unserer Wohnung in Langensalza organisiert und ich konnte wieder zurückkehren. Wir bekamen sofort Einquartierung. Im ehemaligen Wartezimmer hausten zwei ältere Damen aus dem Rheinland. Sie kamen aus Köln und waren völlig ausgebombt. Im sogenannten Stübchen anschließend an die Praxisräume und im Mädchenzimmer, wo früher das Hausmädchen schlief, wohnte eine Lettin, die mit ihrem kleinen Sohn vor den Russen geflohen war. Es gab keine Konflikte mit den Flüchtlingen und nach kurzer Zeit lebten wir wie eine Familie zusammen. Hatte jemand Geburtstag, kamen alle Hausbewohner zu uns, denn wir hatten ein großes Wohnzimmer mit einem langen ausziehbaren Tisch. Dort haben wir oft alle gegessen, es wurde gestopft, gestrickt oder Rommé gespielt. Bei uns in der Küche wurde gemeinsam gebacken. Wir lernten Rezepte aus dem Rheinland kennen, seitdem ist rheinischer Kartoffelsalat bei uns bekannt. Uns Kindern erschien das damals alles sehr harmonisch.

Mein Onkel war Bürgermeister in einem Vorort von Dresden. Im Winter 1945 schickte er seine Frau und seine drei Kinder zu uns nach Langensalza. Es war nur wenige Tage vor dem großen Angriff auf Dresden am 13. Februar 1945. Zum Glück blieb der Vorort verschont und ihr Haus ist auch nicht zerstört worden. Als die Front immer näher rückte, lud er Eier und Lebensmittel und etwas Kleidung in einen alten Kinderwagen und machte sich zu Fuß auf den Weg durch die immer wechselnden Fronten. Eines Nachts klingelte es an unserer Tür. Wir schauten aus dem Schlafzimmersfenster und sahen unten jemanden mit weißem Haar und einem geschwärzten Gesicht. Das war mein Onkel. Seine älteste Tochter raste nach unten, sie begann zu heulen und dann bekam sie einen hysterischen Lachanfall. Schließlich gab ihr Tante Lore eine Ohrfeige und dann war Ruhe.

Kriegsende

In den letzten Kriegsmonaten häufte sich der Fliegeralarm und wir gingen gleich im Trainingsanzug ins Bett. Als wir nach einem Alarm wieder aus dem Keller hochkamen, fanden wir einen Teil der Stuckdecke auf dem Fußende meines Bettes vor. Durch die Luftminen hatten sich die Decken etwas gelockert und das wunderbare Arrangement von Früchten und Zweigen aus Stuck hatte sich gelöst und war direkt aufs Bett gestürzt. Irgendwie gelang es Mutter, dass ein ehemaliger Patient alles wieder notdürftig reparierte.

Die letzten Monate bis zum Kriegsende schlängelten wir uns in der Schule nur noch so durch. In der Nähe der Schule war eine Bäckerei, in der wir uns in der Pause immer Kringel bei Tante Rutsch holten. Sie war ein Original. Immer wenn wir eine Arbeit schreiben sollten, fragten wir sie: „Wie ist die Lage?“ „Packt ruhig langsam aus, es gibt gleich Voralarm!“ warnte sie uns, denn sie hörte Nachrichten im Radio und war gut informiert. Wir hielten uns an ihren Rat und konnten dadurch manche Klassenarbeit vermeiden.

Die meisten unserer Lehrer waren sehr nachsichtig. Aber wir hatten einen jüngeren Lehrer, der verwundet worden war und nicht mehr an die Front konnte. Er war ein überzeugter Nazi und regte sich auf wie Rumpelstilzchen „Ihr Saboteure! Ihr Verbrecher!“ Dann hatten wir noch einen älteren Lehrer, der war richtig skatverrückt. Drei Jungs aus der Klasse besetzten den Eingang, spielten Skat und haben dabei bewusst irgendeinen Fehler eingebaut. Wenn der Lehrer kam, schaute er in die Karten: „So könnt ihr doch nicht spielen!“ Er riss einem der Schüler die Karten aus der Hand

und begann mit dem Skatspiel und dann war die Stunde fast um. Auf diese Weise haben wir uns irgendwie durchgeschlängelt.

Zum Kriegsende war ich dreizehn Jahre alt. Endlich kam auch meine Schwester Gitty wieder nach Hause zurück. Sie war völlig verängstigt, denn auf dem Dorf im Thüringer Wald hatte man überall von Geistern erzählt. Obwohl meine Großeltern sehr realistisch waren, hatte sich Gitty von diesem Aberglauben anstecken lassen und fürchtete sich nun vor allem Möglichen.

Ein Ereignis unmittelbar nach Kriegsende versetzte uns alle in Angst und Schrecken. Eines Tages wurde unser Vater von den sowjetischen Besatzern abgeholt. Er sollte in das ehemalige Konzentrationslager Buchenwald gebracht werden, das als Internierungslager für ehemalige Nazis und unzuverlässige Bürger umfunktioniert worden war. Irgendjemand hatte ihn denunziert oder spekulierte auf unsere Wohnung. Zu unserem großen Glück bekam der russische Stadtkommandant genau zu diesem Zeitpunkt Zahnschmerzen. Als er in der Praxis keinen Zahnarzt vorfand, reagierte unsere Sprechstundenhilfe Johanna geistesgegenwärtig und fuhr mit ihm sofort zum Bahnhof, wo Vater auf den Abtransport wartete. Sie holten Vater, er behandelte den wichtigen Patienten zu voller Zufriedenheit und niemand fragte mehr offiziell nach ihm. Ihm war aber der Schreck dermaßen in die Glieder gefahren, dass seine Haare in der Nacht seiner Gefangennahme weiß geworden waren. Erst nach einiger Zeit veränderte sich die Haarfarbe wieder Richtung meliert. Das Erlebnis wurde er nie wieder los.